

Ursula Henzinger
Bindung und Autonomie in der frühen Kindheit

Neue Wege für Eltern und Kind

Ursula Henzinger

Bindung und Autonomie in der frühen Kindheit

**Humanethologische Perspektiven
für Bindungstheorie und klinische Praxis**

Mit einem Geleitwort von Thomas Harms

Psychozial-Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Originalausgabe

© 2017 Psychosozial-Verlag

Walltorstr. 10, D-35390 Gießen

Fon: 06 41 - 96 99 78 - 18; Fax: 06 41 - 96 99 78 - 19

E-Mail: info@psychosozial-verlag.de

www.psychosozial-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung
des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagabbildung: Foto © Paul Henzinger

Umschlaggestaltung & Innenlayout nach Entwürfen von Hanspeter Ludwig, Wetzlar

Satz: metiTec-Software, me-ti GmbH, Berlin

ISBN 978-3-8379-2672-9

Inhalt

Geleitwort	9
<i>Thomas Harms</i>	
Vorwort	13
Dank	17
Einleitung	21
Teil 1 Eltern-Kind-Verhalten aus evolutionärer Perspektive	
1 Forschungsmethoden der Humanethologie	35
1.1 Beobachten, Dokumentieren und Beschreiben	35
1.1.1 Feldforschung in traditionellen Kulturen	36
1.1.2 Forschung in Eltern-Kind-Gruppen	44
1.2 Vergleichen	48
1.2.1 Tier-Mensch-Vergleich	51
1.2.2 Kulturen-Vergleich	64
1.2.3 Vergleich von Fachliteratur	68
1.2.4 Vergleich der Komplexität	69
1.3 Fragen	76
1.3.1 Die Frage nach der Stammesgeschichte	78
1.3.2 Die Frage nach dem Anpassungswert	81
1.3.3 Die Frage nach der Lebensgeschichte	112
1.3.4 Die Frage nach den Verursachungen	122

2	Natur und Kultur der Eltern-Kind-Beziehung	133
2.1	Am Evolutionären Modell der Eltern-Kind-Beziehung	133
2.1.1	Säuglinge in traditionellen Kulturen	135
2.1.2	Mütter in traditionellen Kulturen	137
2.1.3	Die Triade	138
2.1.4	Co-Sleeping	141
2.2	Kulturgeschichte und Eltern-Kind-Beziehung	147
2.2.1	Abweichungen vom Evolutionären Modell	149
2.2.2	Die Symbolsprache der Kunst	165
2.2.3	Informationszuwachs – historisch gesehen	168
2.3	Die Gans Feli – Eine Geschichte von der Kraft kindlichen Vertrauens	174
Teil 2	Frühkindliches Interaktionsverhalten	
3	Wissenschaftliche Modelle	185
3.1	Die Bindungstheorie	185
3.1.1	Vorgeschichte	186
3.1.2	Frühe Säuglingsforschung im klinischen Setting	187
3.1.3	Forschungsgeschichte	190
3.1.4	Bindungstheoretisches Konzept der Verhaltensorganisation	196
3.2	Das Zürcher Modell von Bischof	202
3.2.1	Richtungswechsel	204
3.2.2	Beweglichkeit	207
3.2.3	Pulsation zwischen »Zuviel« und »Zuwenig«	209
3.2.4	Orientierung über Gefühle	213
3.2.5	Coping – Bewältigungsstrategien	218
4	Spontanes Sozialverhalten – Ergebnisse der Feldforschung	227
4.1	Nähe-Distanz-Regulierung ab der Geburt	228
4.1.1	Wie viel Nähe zum Vertrauten?	230
4.1.2	Wie viel Nähe zum Fremden?	232

4.1.3	Wie viel Vertrauen, etwas selbst zu können, oder dass jemand da ist, der hilft?	238
4.2	Nähe-Distanz-Regulierung ab spätestens sechs bis neun Monaten	244
4.2.1	Sicherheit durch emotionale Abstimmung	245
4.2.2	Faszination und Vorbehalt fremden Menschen gegenüber	248
4.2.3	Gelassenheit und Spannkraft im autonomen Verhalten	255
4.3	Nähe-Distanz-Regulierung ab spätestens zwei Jahren	271
4.3.1	Sicherheit durch die Nähe zur Mutter	273
4.3.2	Unterscheiden von »Ich« und »Du«	274
4.3.3	Triumph oder Frustration der Selbstwirksamkeit	278
4.4	Nähe-Distanz-Regulierung ab frühestens vier Jahren	291
4.4.1	Wie viel Nähe zur Bezugsperson?	295
4.4.2	Faszination für Bezugssysteme	297
4.4.3	Beginnende Eigenverantwortlichkeit	300
5	Einüben von wohltuendem Verhalten	315
5.1	Lernen durch Spiel	319
5.1.1	Der Dialog	322
5.1.2	Nehmen und Geben	324
5.1.3	»Du interessierst mich jetzt« – Aufnehmendes Beobachten	326
5.1.4	»Wie weit kann ich gehen?«	328
5.1.5	»Ich will wie du sein!«	331
5.1.6	»Mit dir zusammen!«	332
5.1.7	»Was denken die anderen?«	334
5.1.8	»Als-ob« oder wirklich?	335
5.1.9	Planen und Ausführen	338
5.1.10	»Wir Kinder können das!«	340
5.1.11	»Weiblich oder männlich?«	342
5.1.12	»Einen guten Platz in der Gemeinschaft finden«	344
5.2	Lernen durch Herausforderungen	345
5.2.1	Ein wichtiger Schritt zur eigenen Persönlichkeit – Die Trotzphase	346
5.2.2	Was bedeuten Aggressionen bei kleinen Kindern?	365
5.2.3	Soziales Lernen durch Geschwister oder andere Kinder	386

Schlussbemerkung	405
Literatur	407
Glossar	419
Sachregister	449
Personenregister	459

Vorwort

Mit meinem Mann zusammen habe ich vier Kinder, die in den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts geboren und auf dem Land groß geworden sind. Es war für mich eine bewusste Entscheidung – mehrfach an bestimmten Wendepunkten –, zunächst eine berufliche Karriere zurückzustellen und unsere Kinder in ihrem Größerwerden zu begleiten. Dieser Prozess wurde zunehmend spannender, je mehr ich mich mit ihnen auf das Hier und Jetzt einlassen konnte. Es gab dabei viele kleine Krisen, schwierige Phasen und langweilige Momente im Zusammenleben. Deshalb begann ich, mich mit gleichgesinnten Müttern zu vernetzen und mir stärkende und gleichzeitig anregende Fachliteratur zu suchen. In der psychologischen und pädagogischen Fachliteratur war damals wenig direkt Umsetzbares zu finden. Der Ansatz von Psychoanalyse und Bindungsforschung gefiel mir einerseits, andererseits löste er hohe Ansprüche und harte Selbstbewertung aus. Besonders das Konzept »Feinfühligkeit« setzte unter Druck, ohne konkrete Lösungen für Probleme zu bieten. Außerdem war ich von der tagtäglichen Auseinandersetzung mit meiner Mutterrolle und vielen konkreten Fragen beschäftigt, für die es dort keine Antwort gab: Wie schaffe ich es, mein Baby so zu gebären, wie ich das gerne möchte? Wie verhalte ich mich, wenn mein Kind bei mir schlafen will? Wie lange kann ich stillen, ohne in meiner Umgebung dauernd anzuecken? Was mache ich mit meinem aggressiven Kleinkind? Wie gehe ich mit rivalisierenden Geschwistern um?

Erst während einer sechsjährigen Forschungsarbeit an der Kulturgeschichte des Stillens (Henzinger, 1999) kam ich in Kontakt mit der Humanethologie. Darin fand ich das, was ich so lange gesucht habe: eine relevante Wissenschaft für den Alltag mit Kleinkindern! Schon in den langen Jahren der Vollzeitbetreuung unserer Kinder, im Kontakt mit anderen Familien und in der Zeit als Stillberater-

rin der »La Leche Liga« – eine Organisation, die 1956 gegründet wurde und das Wissen über das Stillen von Müttern aus aller Welt vereinigt – entstand in mir die Vermutung, dass sozial kompetentes Verhalten nicht erst durch Anleitung und Kontrolle eines Erziehers geformt werden muss, sondern dass es eigentlich schon fertig da ist. Es muss lediglich geschützt und angemessen genährt werden, damit es sich entfalten kann! Die Humanethologie mit ihrem weiten evolutionären Bezugsrahmen liefert dafür überzeugende Argumente.

Im Alltag mit den eigenen Kindern wurde mir außerdem bald klar: Es wird nicht möglich sein, als Eltern den Kindern all das zu geben, was ihnen eigentlich zusteht. Trotzdem hatte ich das Vertrauen, dass sie gedeihen und zu wertvollen Mitgliedern der Gesellschaft heranwachsen können. Dieses Zutrauen kam aus dem Gespräch mit nahestehenden Menschen, die Schweres erlebt hatten und auch aus Büchern: Lebensgeschichten und kulturgeschichtlichen Werken. Dabei tauchten Fragen auf:

- Warum gelingt es, dass sich manche Kinder trotz schwierigster Bedingungen zu sozial kompetenten Erwachsenen entwickeln und andere nicht?
- Wie wichtig sind Freiheit und Selbstwirksamkeit in der Entwicklung eines Kindes? Kann Autonomie zum Teil ersetzen, was an Wärme und Geborgenheit fehlt?
- Welche Rolle spielt die Kreativität für das Gelingen eines Lebens, das unter ungünstigen Bedingungen beginnt?

Es wurde mir ein Anliegen, den Kindern ausreichend Gelegenheit zum Malen, Zeichnen, Formen, Gestalten und Musizieren zu geben. Dahinter stand die Hoffnung, dass Kreativität ausgleichen kann, was wir Eltern unbewusst unseren Kindern antun. In weiterer Folge wurde ich gebeten, eine Mutter-Kleinkind-Malgruppe anzuleiten. Wir stellten für die Kinder flüssige Farbe, Papier und Pinsel bereit und ließen sie damit ihre eigenen Erfahrungen machen. Uns war wichtig, dass die Kinder aus dem Vollen schöpfen und durch das immer gleiche Material und Setting »in die Tiefe« explorieren konnten. Es entstand ein Ausdrucksprozess, der sich wesentlich vom Zeichnen mit Stiften oder Malkreiden unterschied: Malen mit flüssiger Farbe ist unkontrollierbarer, weniger kognitiv und mit Gefühlen verbunden. Für mich selbst wurde die Malgruppe zu einem Forschungssetting, in dem ich das kreative Verhalten des Kindes beobachten wollte, wie es sich zeigt, wenn es unbeeinflusst vom Erwachsenen ist.

Bei den wöchentlichen Gruppentreffen bestand meine Aufgabe darin, den Müttern zu helfen, sich zurück zu halten und davon auszugehen, dass ihre Kinder für das Malen kompetent sind. Es war für alle erstaunlich, wie selbstverständlich

die Kinder, ab einem Jahr und manchmal auch jünger, diesen für sie bereitgestellten Platz einnahmen. Jedes auf eine andere Art und Weise. Manche schauten lange und intensiv den anderen zu. Andere ließen sich schnell von der Farbe inspirieren. Die ersten Bilder waren bestimmt von Farbe und Form, von Klecksen und Tropfen: Spuren der Bewegung. Alles, was dem Kind zur Verfügung stand, untersuchte es, probierte es und experimentierte damit. Es spielte. Und es wusste genau, wann es fertig war. Jedes machte das in seinem eigenen Tempo und auf seine eigene Weise. Danach tauschten die Mütter im Gespräch aus, was sie selbst dabei erlebten und fanden Anerkennung, wenn es für sie schwierig war, nicht einzugreifen.

Manchmal kamen statt den Müttern die Väter zum Malen. Da wurde klar, was vorher schon ansatzweise beobachtbar war: Autonomes Verhalten des Kleinkindes *kann* nicht unbeeinflusst sein! Um kreativ zu sein, braucht es eine Bezugsperson, die dem Prozess den sicheren Rahmen dazu gibt und mehr oder weniger bewusst – aktiv oder passiv – das Malen entscheidend mitgestaltet. Zudem tauchte die Beobachtung auf, dass das kompetente Verhalten des Kindes stark auf die Bezugsperson zurückwirkt und auch deren Autonomie stimuliert! Die Aha-Erlebnisse, die die Mütter dabei mitnahmen, veränderten auch zu Hause das Miteinander. Mir wurde klar: Aufnehmendes Betrachten ohne Leistungsanspruch (wo der Blick »hinfällt«), wertfreie Beschreibung und Reflexion verwandelt die Wahrnehmung der Mütter/Eltern und eröffnet neue Verhaltensmöglichkeiten! So lenkt selbstwirksames kindliches Verhalten die Aufmerksamkeit der Eltern auf eine Weise, die manchmal mehr und nachhaltiger wirkt als eine explizite pädagogische oder therapeutische Intervention.

So begann ein fast zwei Jahrzehnte langer Forschungsprozess, der zur Grundlage für dieses Buch wurde.

Ursula Henzinger

Einleitung

Als eine, die in der Praxis mit Eltern, Babys und Kleinkindern arbeitet und sich gleichzeitig mit wissenschaftlicher Literatur beschäftigt, hat mir immer etwas gefehlt: das Anschauliche, Beschreibende und Wertfreie im Wechselspiel von kindlichem Bindungsverhalten und elterlichem Fürsorgeverhalten. Es ist mir deshalb ein Anliegen, in diesem Buch das Thema »Bindung« in differenzierter Form als lebendiges Interaktionsverhalten darzustellen, das nicht nur durch die Bedürfnisse, sondern auch von den besonderen sozialen Fähigkeiten des Menschenkindes geprägt ist.

»Bindung und Autonomie« entstand nach jahrelanger Forschungsarbeit, zunächst als ein Gruppenkonzept (bindungsorientierte Mutter-Kind-Gruppen), in weiterer Folge auch als Ausbildungskonzept und Curriculum (»Bindung und Autonomie – EEH für Frühe Hilfen«) und zum Schluss in Form dieses Buches. Im Alltag aufgetaucht, wurden die dafür grundlegenden Thesen im Wechselspiel von Praxis und Theorie immer wieder neu überprüft, angepasst und verändert. In die Forschungsarbeit flossen außerdem Erfahrungen während einer mehrjährigen ambulanten Betreuung im Auftrag der Kinder- und Jugendhilfe ein, ebenso wie Erfahrungen aus Krisenintervention und Beratung sowie Erkenntnisse durch den wertvollen Austausch mit Seminarteilnehmerinnen.

Das Buch besteht aus zwei Teilen, wobei sich der erste Teil (Teil 1) dem Thema »Eltern-Kind-Verhalten« aus der sehr weiten evolutionären Perspektive heraus nähert und der zweite Teil den Fokus auf das eigentliche Forschungsthema legt: das spontane kindliche Sozialverhalten mit seinen altersspezifischen Besonderheiten. Es entsteht aus intrinsischer Motivation heraus und zeigt sich von Beginn an auf erstaunlich hohem Niveau sozialer Kompetenz.

Im ersten Kapitel (1) geht es zunächst darum, die Humanethologie als eigenständige Wissenschaft mit ihrer spezifischen Arbeitsweise darzustellen. Beobachtung, Dokumentation, wertfreies Beschreiben – das sind die grundlegenden Methoden, die im ersten Unterkapitel (1.1) umrissen und in Form von konkreten Beispielen aus dem Themenkreis des Eltern-Kind-Verhaltens veranschaulicht werden. Dazu wird im ersten Abschnitt (1.1.1) die Forschungsarbeit von Wulf Schiefenhövel ins Spiel gebracht. Als er das erste Mal mit seinem Forschungsteam auf ein »Naturvolk« im Hochland von Neuguinea stieß, war dieses Gartenbauvolk von der Zivilisation noch nahezu unberührt. Schiefenhövel untersuchte dort wie auch auf den Trobriand-Inseln in jahrzehntelanger Feldforschung die Interaktion von Eltern mit ihren Babys und Kleinkindern und formulierte in weiterer Folge das »evolutionäre Modell der frühen Sozialisation«.

Neben der Feldforschung in traditionellen Kulturen wird im zweiten Abschnitt (1.1.2) die Forschung im Gruppensetting vorgestellt, die für dieses Buch eine große Rolle spielt. 18 Jahre lang eine wöchentliche Malgruppe (rund 34 Termine pro Jahr) zu leiten, ergibt insgesamt 1224 Stunden; dazu kommen 12 Jahre lang (rund 68 Termine pro Jahr) wöchentliche Gruppentreffen mit Eltern/Babys/Kleinkindern und verschiedenen Schwerpunkten mit zusammen 1632 Stunden. Mein Forschungsprojekt basiert also auf rund 2860 Beobachtungsstunden in Eltern-Baby- und Eltern-Kleinkind-Gruppen nach dem Modell »Bindung und Autonomie«!

Im zweiten Unterkapitel (1.2) wird die nächste Methode genauer beleuchtet: der Vergleich. Die Humanethologie, die ja auch *vergleichende Verhaltensforschung* genannt wird, stellt Verhalten von Tier und Mensch, Frau und Mann, Kind und Erwachsenen in verschiedenen Kulturen, Zeitepochen und unterschiedlichen Entwicklungsphasen nebeneinander und untersucht es auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede.

Der erste Abschnitt (1.2.1) beschäftigt sich mit dem *Tier-Mensch-Vergleich*. Anhand von Beispielen wird der Unterschied von homologem und analogem Verhalten erklärt. Für Verhaltensähnlichkeiten durch Verwandtschaft – homolog – wird das Gebärvverhalten, mütterliches Verhalten nach der Geburt, das Spielen und das Prinzip des Explorierens von einer *sicheren Basis* aus bei *Primaten* und Menschen angeführt. Darauf folgen Beispiele von Ähnlichkeiten, die bei nicht verwandten Arten durch vergleichbar formende Umweltbedingungen unabhängig voneinander – analog – entstanden sind. So taucht als *analoges Merkmal* das Prinzip *Sichere Basis* nicht nur bei Primaten, sondern auch bei Vögeln auf. Ebenso ist körperliche Zärtlichkeit ein wesentliches Element für die Bindung bei Vogel und Säugetier.

Im zweiten Abschnitt (1.2.2) wird auf den Kulturen-Vergleich eingegangen. Bei Verhaltensweisen, wie sie in unterschiedlichen Kulturen beobachtet wurden, unterscheidet man Gemeinsamkeiten und Unterschiede. Spezifisch menschliche Verhaltensweisen, die als Gemeinsamkeiten bei allen Menschen zu finden sind, nennt man *Universalien*. Dazu gehört Gefühlsausdruck, Mimik, Sprechen, Danken, Grüßen, Verabschieden, Tauschen, Schenken, Trotzverhalten des Kleinkindes und Wochenbett. Im Gegensatz dazu spricht man von kulturspezifischen Verhaltensweisen, wenn diese nicht überall, sondern nur in einzelnen Kulturen beobachtbar sind. Im dritten Abschnitt (1.2.3) wird auf das fokussiert, was bei jedem Forschungsunterfangen wichtig ist: der Vergleich einer Hypothese mit der verfügbaren einschlägigen Fachliteratur.

Im vierten Abschnitt (1.2.4) folgt ein letzter Teilbereich des Vergleichs: Es gibt unterschiedliche Ebenen der Komplexität, die berücksichtigt werden müssen! Menschliches Verhalten ist vielschichtig. Als Beispiele werden Einzelheiten des langen kollektiven Suchprozesses nach den Ursachen der Säuglingssterblichkeit angeführt.

Im dritten Unterkapitel (1.3) geht es um eine weitere humanethologische Methode: das gezielte Fragen und Untersuchen von Verhaltensphänomenen mithilfe der *Vier Grundfragen* der Ethologie. Um den Umgang mit den einzelnen Fragen zu demonstrieren, werden auch hier Beispiele angeführt. Diese vermitteln eine stammesgeschichtliche Sicht der Bindung, zeigen unterschiedliche Formen des Bindung-Schließens bei Tier und Mensch, weisen auf notwendige Bedingungen für fürsorgliches Verhalten hin und zeigen, wie sich die Selbständigkeit des Menschenkindes in den ersten vier Lebensjahren Schritt für Schritt auf komplexeren Organisationsebenen zeigt.

Im zweiten Kapitel (2) werden Natur und Kultur der Eltern-Kind-Beziehung behandelt. Im ersten Unterkapitel geht es um das *Evolutionäre Modell* der Eltern-Kind-Beziehung. Hierzu wird neben der Perspektive des Kindes auch die der Mutter eingenommen; außerdem wird die besondere Konstellation der menschlichen Kind-Mutter-Vater-Triade dargestellt. Das zweite Unterkapitel (2.2) versucht nachzuvollziehen, was aus dem *Evolutionären Modell* geworden ist, in welchen Schritten sich die ursprünglich typisch menschliche Sexualität, Gebären, Stillen und das Zusammenschlafen von Mutter und Baby verändert haben und was im Lauf der Kultivierung zugenommen hat: Kreativität und Wissenschaft.

Abgeschlossen wird das zweite Kapitel mit der Geschichte der Gans Feli (2.3) aus Seewiesen und dem Forschungsteam von Konrad Lorenz. Es ist der Bericht eines – für Seewiesen sonst unüblichen – Experimentes, das in den Anfängen der *Bindungsforschung* von John Bowlby initiiert, von Helga Fischer durchge-

führt und dessen Ergebnisse von ihr erst viel später publiziert werden. So wie die Geschichte jetzt vorliegt, ist sie ein Beispiel für die Kraft kindlichen Bindungsverhaltens. Es beeindruckt, was schon Vogelkinder mit ihren spontanen Fähigkeiten bei der Bezugsperson auslösen können!

Im zweiten Teil des Buches (Teil 2) geht es um das eigentliche Forschungsthema. Zunächst werden im ersten Kapitel desselben (3) relevante wissenschaftliche Modelle vorgestellt, im ersten Unterkapitel (3.1) ist es die *Bindungstheorie* – von der Warte der Humanethologie aus, die ja mitprägend für deren Entwicklung war. Es wird beschrieben, welch revolutionäres Denken schon die Psychoanalyse in die Wissenschaft einbrachte und wie sich daraus die Bindungstheorie in einem weiteren Komplexitätssprung als eine eigenständige Richtung entwickelte. Im zweiten Unterkapitel (3.2) wird dann das *Zürcher Modell* von Norbert Bischof eingeführt, das als Erweiterung für die klassische Bindungstheorie zu verstehen ist. Die Kernaussage ist: Gesundes Nähe-Distanz-Verhalten ist von Flexibilität gekennzeichnet. Es geht nicht nur um Annäherungen, sondern auch um Distanzierungen – und das von Beginn an!

Das zweite Kapitel des zweiten Teils (4) ist der Kernbereich des Buches und beschreibt die frühe Nähe-Distanz-Dynamik zwischen Eltern und Kind. Schon das Neugeborene ist fähig, seine Bedürfnisse in der Interaktion mit der Bezugsperson selbstständig zu regulieren, vorausgesetzt, sie versteht seine Ausdruckssprache. Im ständigen Dialog auf sensumotorischer Ebene führen Signal und Antwort zur Anbahnung einer persönlichen Bindung. Auf dieser Ebene ist das Baby hochkompetent, wenn es die Möglichkeit bekommt, seine Fähigkeiten auszuspielen.

Im ersten Unterkapitel (4.1) geht es darum, wie sich das Nähe-Distanz-Verhalten des Babys darstellt, wenn entweder sein Bedürfnis nach emotionaler Sicherheit (4.1.1), sein Bedürfnis nach altersgemäßer Anregung (4.1.2) oder sein Bedürfnis nach Autonomie (4.1.3) im Mittelpunkt steht. Jedes Signal aus einem dieser drei Bedürfnis-Systeme braucht eine andere Antwort, wenn sie passen soll.

Deutlich verändert zeigen sich die kindlichen Verhaltensstrategien zum ersten Mal, wenn das Baby mobil geworden ist – das ist Thema des zweiten Unterkapitels (4.2). Es ist Meister im Vermitteln und Verstehen der nonverbalen Ausdruckssprache. Auch hier liegen große Chancen verborgen, dem Baby seine Autonomie zuzugestehen. Im dritten Unterkapitel (4.3) geht es um die besonderen Fähigkeiten des Kleinkindes für emotionale Wahrnehmungs- und Entscheidungsprozesse. Nach und nach wird die Bindung zwischen ihm und seinen Eltern immer persönlicher. Das vierte Unterkapitel (4.4) beschäftigt sich auf ähnliche Weise mit dem Nähe-Distanz-Verhalten des Vierjährigen und sei-

nen beginnenden kognitiven Fähigkeiten, die dem Bindungsprozess noch einmal wichtige Impulse geben.

Das dritte Kapitel des zweiten Teils (5) widmet sich dem sozialen Lernen, das aus intrinsischer Motivation heraus geschieht. Im ersten Unterkapitel (5.1) geht um das spielerische soziale Lernen oder etwas anders ausgedrückt: um das Einüben und Sammeln von Erfahrungen im Wechselspiel zwischen unbehaglichem und wohltuendem Verhalten in einer entspannten fördernden Atmosphäre. Das Kind zeigt von Beginn an eindeutig, was es besonders fasziniert und womit es sich beschäftigen möchte. Manche Themen sind bei der Geburt schon da und bleiben ein Leben lang attraktiv – Sprache und Dialog etwa. Andere wie das Rollenspiel oder die Kooperation kommen nach und nach dazu.

Im zweiten Unterkapitel (5.2) geht es um das Lernen durch Herausforderungen. Sie spielen von Anfang an mit und ab der Kleinkind-Phase schon eine einflussreiche Rolle. Mit der Trotzphase (5.2.1) kommen Eltern und Kind in eine ganz neue Form der Interaktion. Erstmals gibt es im Kleinkind ein Verständnis für hierarchische Strukturen und ein »Kräftemessen«. Um das Phänomen *Trotz* genauer erfassen zu können, wird es im ersten Abschnitt mithilfe der *Vier Grundfragen* aus verschiedenen Perspektiven betrachtet. Im zweiten Abschnitt (5.2.2) geht es um ein ähnliches Phänomen – die Aggression des Kleinkindes. Im dritten Abschnitt (5.2.3) steht die Geschwister-Beziehung im Mittelpunkt, zusammen mit den großen Chancen, die darin für die soziale Kompetenz verborgen sind.

Neu an diesen Beschreibungen ist, dass es sich um Unscheinbares handelt, um das Gesunde und Normale, das nicht so leicht ins Auge fällt. Es fehlt der diagnostische Blick, der nach dem Besonderen sucht und das findet, was nicht in Ordnung ist. Dadurch ist der Text auch weniger spannend, es sei denn, man ist bereit, in die Tiefe zu gehen und sich auf kleine Unterschiede einzulassen.

Das Buch wendet sich vor allem an Fachpersonen, die sich wissenschaftlich mit den Hintergründen menschlichen Verhaltens beschäftigen: an HumanethologInnen, EntwicklungspsychologInnen und BindungsforscherInnen. Außerdem könnte es auch für ExpertInnen wie KinderärztInnen, PädagogInnen, PsychologInnen, PsychotherapeutInnen, SozialpädagogInnen und andere Fachleute, die mit kleinen Kindern oder ihren Eltern zu tun haben, von Interesse sein.

Hinweis:

Die Namen der Kinder in den Beispielen wurden geändert. Die Schreibweise 5;10 bedeutet 5 Jahre und 10 Monate. Alle *kursiv geschriebenen* Fachausdrücke und in einer besonderen Bedeutung verwendeten Wörter wie *Autonomie* und *Bindung* werden im Glossar am Ende des Buches erklärt.

Teil 1

Eltern-Kind-Verhalten aus evolutionärer Perspektive

Vorbemerkung

Es ist dem Menschen eigen, sein Verhalten zum Gegenstand künstlerischen Ausdrucks zu machen und bewusst zu reflektieren. Geht man in die Kulturgeschichte zurück, findet man Spuren dieses Bestrebens von Beginn an. Malen, Gestalten und Formen, Singen, Erzählen von Märchen und Mythen, Dichten, Dramatisieren und zum Teil auch Philosophieren geht auf diese Motivation zurück. Thematisch spielt die Mutter-Kind-Beziehung seit Beginn der Zivilisation sowohl in der bildenden Kunst als auch in der erzählenden Tradition neben kriegerischen Auseinandersetzungen eine wichtige Rolle. Das trifft auch auf die Mythen der Sumerer aus dem 4. Jahrtausend vor Christus zu, die als früheste Zeugnisse der zivilisierten Menschheit gelten (vgl. Renggli, 2001). In vielen Texten und Kinderliedern werden bedrohende Wesen und Katastrophen beschrieben, die Schmerz, Leid und Tod bringen. Damit werden auf einer symbolischen Ebene Ereignisse und Irritationen im Zusammenleben und rund um die Geburt thematisiert, die auf die Bindung von Eltern und Baby eine besondere Bedeutung haben.

Wissenschaftliches Interesse im Sinne einer systematischen Analyse des kindlichen und elterlichen Verhaltens taucht in der Kulturgeschichte erst viel später auf! Die Auseinandersetzung auf der kognitiven Ebene geschieht zuerst durch Beobachten. Im 19. Jahrhundert befassen sich vor allem die Naturforscher und Ärzte Carl von Linné, Nils Rosén von Rosenstein (vgl. Schadewaldt, 1957) und Samuel Hahnemann (1933) mit dem Ausdrucksverhalten von Säuglingen. Auch Charles Darwin führt Tagebücher für seine Kinder und stellt seine Beobachtungen in den großen Zusammenhang der Evolutionstheorie (Darwin, 1877). Systematisches Forschen von Verhalten aus einer evolutionärer Perspektive heraus kommt also erst später in Gang und bezieht Tierbeobachtungen mit ein.

Im 18. Jahrhundert beginnen sich Naturwissenschaftler mit der »Tierpsychologie« zu befassen. Tierliches Verhalten wird im natürlichen Umfeld beobachtet, um die Motivationen und Zwecke zu ergründen, die sich hinter bestimmten Bewegungen verbergen. Oskar Heinroth, Konrad Lorenz und Nikolaas Tinbergen begründen mit ihren Freilandstudien die »klassische« *vergleichende Verhaltensforschung* in den 1930er Jahren und nennen sie »Ethologie«. Mit sehr viel Geduld wird im natürlichen Umfeld beobachtet und das Gesammelte erst in weiteren Schritten einer theoretischen Analyse unterzogen. Die Forscher suchen bei Tieren nach Grundbausteinen des Verhaltens, dem sogenannten instinktiven Verhalten. Unterschiedliche Verhaltensabläufe werden bestimmten Motivationen (Hunger, Flucht, Angriff oder Fortpflanzung) zugeordnet und die Auslöser identifiziert, durch die damit verbundene – genetisch festgelegte – Instinkthandlungen in Gang gesetzt werden.

Die Ethologie unterscheidet sich in diesem Punkt grundlegend vom *Behaviorismus* – wie die Tierpsychologie ebenfalls Anfang des 20. Jahrhunderts begründet –, deren Vertreter Verhalten auf Lernmechanismen zurückführen und diese mit gezielten Experimenten auf objektive Weise untersuchen, ohne Introspektion oder Einfühlung einzubeziehen. Nur Reiz und Reaktion ist von Interesse – was an inneren Prozessen dazu abläuft, findet keine Beachtung.

Behavioristen beziehen sich auf die Experimente des Neurophysiologen Iwan Petrowitsch Pawlow, der bei Hunden zeigt, wie das reaktive Verhalten auf bestimmte Reize konditioniert werden kann. Der amerikanische Psychologe John Watson überträgt Pawlows Erkenntnisse auf die Psychologie des Menschen und führt analog dazu 1920 ein Experiment durch (Little-Albert-Experiment). Ein kleiner Junge wird wiederholt mit einer weißen Ratte (neutraler Reiz) und einem lauten Hammerschlag (Erschrecken als unbedingter Reflex) konfrontiert, der jedes Mal ertönt, wenn der Junge die Ratte berührt. In weiterer Folge erschrickt der Kleine schon allein beim Anblick der weißen Ratte (bedingter Reflex).¹ Es folgt eine lange wissenschaftliche Auseinandersetzung: Anlage versus Umwelt. In der Öffentlichkeit wird die Diskussion polarisiert dargestellt. Dabei geraten Autoren in die »Anlage«-Ecke, die die Bedeutung der Umwelt-Einflüsse keineswegs infrage stellen (Bischof, 2008, S. 167).

1 The Little Albert Experiment: www.youtube.com/watch?v=9hBfnXACsOI (10.11.2016).

Mehrere Jahrzehnte später begründen Irenäus Eibl-Eibesfeldt und Hans Hass auf den Grundlagen der Ethologie von Konrad Lorenz die Humanethologie, eine *vergleichende Verhaltensforschung*, die sich explizit auf das menschliche Verhalten bezieht. Zunächst ist es das allgemein Menschliche an sich, das für die Forscher von Interesse ist.

Irenäus Eibl-Eibesfeldt beginnt seine Forschungen im dem von Konrad Lorenz und Erich von Holst gegründeten Max-Planck-Institut für Verhaltensforschung ab 1975 bis 1996 im oberbayerischen Seewiesen. Für das von ihm initiierte und geleitete Forschungsprojekt werden fünf Völker in verschiedenen Erdteilen ausgewählt, die zum Teil noch vom Jagen und Sammeln oder von einer einfachen Form von Gartenbau leben.

All diese Tätigkeiten geben sie allein durch Tradition weiter, da es noch keine Schrift gibt. Deshalb nennt man diese Kulturen *traditionale Kulturen*: die !Kung und !Ko in Botswana und Angola, die Eipo im Hochland von Neuguinea, die Yanomani-Indianer in Venezuela und Brasilien, die Himba in Namibia und Angola und die Trobriander in Papua Neuguinea (Schieffenhövel et al., 1993).

Eibl-Eibesfeldt besucht diese Völker mit seinem Team regelmäßig über Jahre hinweg und legt für all diese Völker ein Archiv mit fast 300.000 Metern Film von spontanen sozialen Interaktionen aus verschiedenen Kulturen an. Er verfasst für diese Wissenschaft 1984 ein erstes Lehrbuch: »Die Biologie des menschlichen Verhaltens. Grundriß der Humanethologie«.

Sowohl der tier- als auch der humanethologische Forschungszugang zeichnet sich dadurch aus, dass ein in vielen unterschiedlichen Situationen und an vielen Individuen beobachtetes Verhalten später in einen großen Zusammenhang, den evolutionären Bezugsrahmen, gestellt wird.

Feldforschung wird auch in anderen humanwissenschaftlichen Disziplinen wie der Ethnologie und der Soziologie praktiziert. Auch hierbei werden empirische Daten durch Beobachtung im natürlichen Kontext gewonnen. Ethnologen forschen in einer fremden Kultur, in deren Lebensraum sie sich für eine Zeit lang begeben. Ihr Forschungsinteresse richtet sich vor allem auf die Wirtschaftsweisen, die soziale und politische Organisation, die Religion, Rechtsvorstellungen, die Behandlung von Krankheiten, Rituale, Übergangsriten und Festlichkeiten in der untersuchten Kultur. Es geht um die Beobachtung von Tänzen und handwerklichen Tätigkeiten wie Hütten bauen, Werkzeuge herstellen, Brot backen, Wild jagen, Matten weben und Töpfern.

Das Wort »Ethnologie« kommt aus dem Griechischen, *éthnos* = fremdes Volk, es handelt sich also um die »Lehre vom fremden Volk«. Auch das Wort »Ethologie« ist griechischen Ursprungs, kommt von *ethos* = Charakter, Sitte, Gewohnheit. Es geht also um die »Lehre der Gewohnheiten«, um das Verhalten an sich.

Humanethologische Feldforschung unterscheidet sich von der ethnologischen Feldforschung. Es geht um das, was uns alle Menschen verbindet: transkulturelle *Universalien*, die man überall auf der Erde findet. Dazu gehören unscheinbare kleine Einheiten wie Anschauen, Wegschauen, Zunicken, schnelles Brauenheben, Anbieten, Nehmen oder Verweigern eines Gegenstandes, Grüßen, Verabschieden, Trösten, Abweisen und ähnliche Elemente der tagtäglichen Kommunikation. Um Allgemein-Menschliches zu untersuchen, braucht es möglichst viel Datenmaterial aus vielen verschiedenen Gegenden der Erde.

Vieles von dem, was für die Forschung am menschlichen Verhalten von Bedeutung ist, scheint lange unter der »Wahrnehmungsschwelle« der Wissenschaftler zu liegen. Erst relativ spät interessiert man sich für das »Banale«, das Unspektakuläre und Alltägliche.

Eibl-Eibesfeldt schreibt:

»Als ich zusammen mit Hans Hass in den frühen 60er Jahren nach *Universalien* im menschlichen Verhalten zu forschen begann, glaubten wir zunächst, die benötigten Informationen aus den vorhandenen Filmarchiven abrufen zu können – schließlich ist der Mensch sicherlich das am meisten gefilmte Wesen auf Erden. Als wir die Informationslücke entdeckten, waren wir alarmiert, denn uns war klar, daß die Gelegenheit, solche Dokumente auf kulturenvergleichender Basis zu schaffen, wegen des raschen Kulturenverfalls, insbesondere der sogenannten Stammeskulturen (Naturvölker), rapide dahinschwand. Hat man es aber versäumt, rechtzeitig etwa die Grußrituale des Alltags im natürlichen Kontext aufzunehmen, dann ist eine Rekonstruktion des Vorganges später nicht mehr möglich; denn zum Unterschied von handwerklichen Fertigkeiten hinterlassen solche Tätigkeiten keine Spuren, die eine Rekonstruktion ermöglichen« (Eibl-Eibesfeldt, 1995, S. 165).

In den frühen siebziger Jahren sind Expeditionen und ausgedehnte Forschungsreisen zu verschiedenen Völkern, die auf dem Niveau unserer Jungsteinzeit leben, noch möglich. Ausdruck von Freude und Trauer, Geburt, Stillen und frühe Sozialisation – wie das Eltern-Kind-Verhalten auf der ganz konkret körperlichen Ebene aussieht, kann gerade noch beobachtet und untersucht werden.